

Liebesstürme am Wolfgangsee

Torsten Fischer inszeniert den Operettenklassiker „Im weißen Rössl“ im Renaissance-Theater

VON UDO BADEL

Der Beginn ist seltsam: verwehter Hackbretttsound, die Mannschaft befindet sich bereits auf der Bühne, zerdehnte Klänge murmeln, beinahe dekonstruktivistisch. Auch Fragmente eines Queen-Hits fließen mit ein. Erst, als nach einigen Minuten Zahlkellner Leopold in herzerfrischendem Jungesang sein „Es muss was Wunderbares sein“ anstimmt, erreichen wir sicheren Grund, ist klar: Was wir hier im Renaissance-Theater hören, ist tatsächlich „Im weißen Rössl“, eine der erfolgreichsten, wenn nicht die erfolgreichste Operette aller Zeiten.

Eine schillernde, preußisch-habsburgische Koproduktionsmelange war das 1930 bei der Uraufführung in Berlin. Komponist Ralph Benatzky stammte aus Mähren und hatte in Prag studiert, Texter Erik Charell war aus Breslau. Ganz ähnlich war es auch schon bei der Vorlage von 1897 gewesen: Den Schwank „Im weißen Rössl“ schrieben Oscar Blumen-thal, geboren in Berlin und begraben auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee, und Gustav Kadelburg, ein gebürtiger Budapest. Auch sein Grab liegt in Berlin. Und genau darum, um die Anziehung- und Abstoßungskräfte, das eigenartige Gefälle zwischen diesen beiden Kulturkreisen, geht es ja im „Rössl“: Die Piefkes kommen an den Wolfgangsee, um sich zu erholen, und nehmen dabei eine Entwicklung vorweg, die nach dem Zweiten Weltkrieg so richtig an Fahrt aufnahm, mit klarer Rollenverteilung: Die Deutschen schaffen, Österreich wurde zur „Hure“ (Peter Turrini), zum „Hawaii Mitteleuropas“. Eine Liebesverteilung, die auch ein mit den Rechtspopulisten kollaborierend und sich als harter Durchgreifer präsentierender Kanzler wie Sebastian Kurz nicht erschüttern kann. Im Gegenteil, viele ihn Deutschland hätten lieber ihn als Kanzler.

Zwei bemerkenswerte Produktionen vom „Weißen Rössl“ gab es in jüngerer Zeit in Berlin: 1994 mit den Geschwister Pfister in der Bar jeder Vernunft und 2010 in der Regie von Sebastian Baumgarten an der Komischen Oper. Am Renaissance-Theater hat sich jetzt Torsten Fischer von Herbert Schäfer ein dreigeteiltes Bühnenbild bauen lassen, das mit dem Gegensatz von Innen und Außen arbeitet: Turmhohe hölzerne Wände vermitteln ein Wohlgefühlsgefühl, im Hintergrund grüßt ein hoher schneeweißer Berg, der verdächtig ans Matterhorn erinnert, das mit dem Salzkammergut eigentlich so viel zu tun hat wie die Müritz mit



Piefke in Krachledernen. Boris Aljinovic (Mitte) brilliert als Berliner Trikotagenfabrikant Giesecke.

Foto: Eventpress Hoensch

dem Bodensee, aber sei's drum. Dazwischen ein Fenster, ein wichtiges Scharnier, steht es doch für das umkämpfte Zimmer Nummer 4, das einzige im „Rössl“ mit Balkon, das alle haben wollen. Vor allem die angereisten Berliner Dr. Siedler und Wilhelm Giesecke. Ja, das „Weiße Rössl“ ist trotz des Namens durch und durch eine Berliner Operette, die Uraufführung war am Großen Schauspielhaus an der Weidendammer Brücke und nahm damals schon den verklärten Blick der Preußen in den Süden auf die Schippe.

Wobei, Wilhelm Giesecke hat den eigentlich gar nicht. Ihm ist Ahlbeck viel lieber. Boris Aljinovic ist in der Rolle eine Wucht, eine Naturgewalt. Wie ein echter Berliner, der er ja auch ist, hört er sich am liebsten selbst reden, Verzeihung: meckern, darin ist er Weltmeister, große

Klasse. Umso größer die Fallhöhe, wenn er doch mal zum Schweigen gezwungen wird. Und wenn er in (viel zu kurzen) Krachledernen auftaucht, kommentiert er schnoddrig: „Ist die Sonne weg, friert man, ist sie da, frühstückchen die Mücken!“. Tonio Arango als Gieseckes Konkurrent Dr. Siedler hat seinen ersten Auftritt im selbstoptimierenden, drahtig-schlanken Kampfradleranzug und verschwindet später mit Gieseckes Tochter Otilie (von Annemarie Brünjen mit weit aufgerissenen, stets erwartungsvollen Was-kommt-jetzt?-Augen gespielt) in einem Zelt, das sich – Husch! – von anonym Hand geworfen, von selbst aufklappt – einer der größten Lacher des Abends.

Ralph Morgenstern und Nadine Schori räumen ab als Sigismund Sülzheimer und Klärchen Hinzelmann, wenn sie sich gegenseitig ihre Defekte gestehen (Lispeln und Glätze), was die gemeinsame Liebe nur umso mehr befeuert. Einsam wie ein Fels in der Brandung steht Winnie Böwe, weil ihre resolute Wirtin Josepha Vogelhuber als einzige ganz unironisch angelegt ist, was sie zu einem der geheimnisvollsten Charaktere des Abends macht. Sie gibt nichts von sich preis – und findet natürlich doch einen Liebhaber: Andreas Bieber lotet als junger Kellner Leopold die Extreme von cholerischen Ausbrüchen und heißen Liebeschwüren aus. Dass er in einer Rock-Oper mal James Dean gesungen hat, sieht man ihm immer noch an.

Dazu kommt Walter Kreye als etwas statischer Kaiser Franz Joseph, und über al-

lem erklingen die wunderbaren Berg- und Tal-Jodler von Angelika Milster, die über weite Strecken pantomimisch, aber ausdrucksstark agiert und ganz ungeniert ihre Oberkörperweite als Waffe einsetzt.

Alle intonieren immer wieder über den Abend verstreut „Im Salzkammergut, da kammer gut lustig sein“, oft nur kurz, manchmal sogar fugiert. Sechs Musiker, von Harry Ermer gelietet und rund um die Bühne verteilt, setzen charmante Akzente mit Tuba, Akkordeon, Schlagzeug. Hier, in der Musik, etwa in einer Sologeigen-Version (Angelika Feckl) von „Es muss was Wunderbares sein“, stecken auch die einzigen Momente, in denen man denkt: Vielleicht sollte man dem Stück auch mal eine Chance geben, aus sich heraus zu wirken, ganz ohne ironischen Überbau. Da könnte man einiges finden.

Das Renaissance-Theater hält sich lieber ans Rezept: Das, was sowieso schon als Persiflage gedacht war, nochmal persiflieren, und dabei bloß keinen Witz auslassen – „Wir lieben Rütteln und Schütteln, deswegen nehmen wir auch immer die Deutsche Bahn, da dauert's länger“ oder „Oh Leopold. Poldi. Podolski“. Nun, es funktioniert ja auch: Das Premierenpublikum, in dem auch Dieter Hallervorden und René Kollo gesichtet werden, nimmt es begeistert auf, und alle scheinen das Theater mit einem Jodeln auf den Lippen zu verlassen.

— Das „Rössl“ läuft bis zum 5. August. Weitere Infos: www.renaissance-theater.de

„Palermo ist wie Beirut“

Der Mafijäger und europäische Menschenrechtler Leoluca Orlando wird heute in Berlin geehrt

Signor Orlando, Sie haben die Mafia nach dem Tod der Richter Falcone und Borsellino mit allen Mitteln bekämpft und wurden viele Jahre von Sicherheitsbeamten in der Stärke einer Fußballmannschaft begleitet. Wie haben Sie diese Zeit überstanden?

Hundert Jahre hat die Mafia die Stadt regiert. Damals war der Bürgermeister Freund des Mafiabosses. Manchmal war er auch selbst der Mafiaboss. Sie können sich vorstellen, wie schwierig das Leben war. Aber Palermo hat sich verändert. Heute ist es die fünftgrößte Stadt des Kulturtourismus in Italien. Und das bei Konkurrenten wie Venedig, Florenz oder Rom.

Die Mafia ist weitgehend abgetaucht, sie ist unsichtbar geworden. Man findet sie noch im Glücksspiel, in der Internetkriminalität, im Drogenhandel. Wie gehen Sie heute damit um?

Wir haben in Palermo 1500 Paläste. Viele stehen leer, sind verfallen. Die Mafia hat die Bewohner vertrieben, die Paläste bewusst verkommen lassen. Die Menschen wurden gezwungen, in seelenlosen Hochhäusern zu wohnen, wo die Kriminellen Miete abkassierten. Brutal. Aber wir haben begonnen, die Palazzi wieder aufzubauen. Zum Beispiel den Palazzo Butera, der jetzt von der europäischen Wander-Biennale Manifesta als Ausstellungsort genutzt wird.

Palermo gilt als leuchtendes Gegenbild der Krise und des Niedergangs, der derzeit Italien lahmlegt. Was ist bei Ihnen anders?

Machen Sie sich keine Illusionen über Palermo. Natürlich haben wir viele Probleme. Palermo ist keine europäische Stadt. Es ist eine nächtliche Stadt mitten in Europa. Palermo ist Beirut, Istanbul, Tripoli.

Aus seiner prekären Lage, seiner Zentrumsfunktion inmitten dreier Kontinente – Europa, Asien, und Afrika –, bezieht Palermo seine Identität und seinen Stolz. Welche Bedeutung hat Palermos Vergangenheit für die Gegenwart?

Palermo hat eine enge Verbindung mit Friedrich dem Zweiten, dem Stauferkönig, der perfekt arabisch sprach, einem politischen Genie, das fast nebenbei König von Jerusalem wurde – ganz ohne Krieg. Wir hatten hier in Palermo eine großartige arabisch-normannische Zeit und sind dafür von der UNO als Weltkulturerbe anerkannt worden. Normalerweise haben Araber und Normannen ja überhaupt keine Gemeinsamkeiten. Aber in Palermo gibt es diesen historischen arabisch-normannischen Kunststil, in dem beide Kulturen zusammenkommen.

Palermo gilt als Ideal: nicht Multikulti, nicht das viel beschworene Nebeneinander der Kulturen, sondern ihre authentische Verschmelzung zu etwas Neuem. Eine wahr gewordene Utopie. Wie sieht das heute aus?

ANZEIGE

Versandkostenfrei

TRESCHER VERLAG

DIE HAVEL

Manfred Berbig

Natur und Kultur zwischen Müritz und Havelberg

300 Seiten, 23 Karten und mehr als 200 Fotos, broschiert
Trescher Verlag
14,95 € | Bestellnr. 16041
Preis inkl. MwSt. und Versandkosten.

SHOP
TAGESSPIEGEL

shop.tagesspiegel.de

Bestellhotline (030) 290 21-520

Glauben Sie nicht, dass wir es vor allem wegen unserer Vergangenheit zum Weltkulturerbe gebracht hätten. Wir hatten vorher auch schon tausend Denkmäler. Nein, wir haben diese Anerkennung bekommen, weil wir heute in einer Stadt leben, wo der Hund, die Katze und die Maus zusammen spazieren gehen. So sicher und tolerant geht es bei uns zu. Bei uns rufen auch die Muslime die Polizei, wenn es ein Problem mit Extremisten gibt.

Hund, Katze, Maus – das klingt nach Disney. Wie stellt sich das im Alltag dar?

Als die Mafia Palermo regierte, gab es keine Ausländer in in der Stadt. In den ersten dreißig Jahren meines Lebens habe ich hier keine Ausländer gesehen.

Diese Kriminellen sind gegen Menschen, die anders sind. Die Mafiosi sind für die ‚Reinheit‘ einer bestimmten Rasse, so wie die Nazis für den ‚reinen‘ deutschen Menschen waren. Erst als wir Erfolg im Kampf gegen die Mafia hatten, sind die Migranten gekommen. Denn ich bin nicht Mafioso. Und ich denke, dass die Migranten genauso Menschen sind wie die, die in Palermo geboren sind. Wenn man mich fragt, wie viele Migranten nach Palermo gekommen sind, antworte ich nicht: 60 000 oder 100 000. Ich sage: keiner. Wer nach Palermo kommt, ist Palermitaner.

Manchmal stehen Sie selbst im Hafen und begrüßen die Neuankömmlinge aus Afrika oder der Levante per Handschlag. Sie haben damit eine eigene Willkommenskultur erfunden, die Palermo in Italien und darüber hinaus bekannt gemacht hat. Woher kommt das?

Wir Palermitaner sind niemals Rassisten gewesen. Deshalb bin ich stolz, Bürgermeister von Palermo zu sein.

Der Löwe von Palermo. So wird Leoluca Orlando (69) in seiner Heimatstadt genannt, wo er 2012 zum vierten Mal zum Bürgermeister gewählt wurde. Heute erhält der Europa-Politiker im Französischen Dom den „Friedrich II von Hohenstaufen-Preis“, den die Deutsch-arabische Gesellschaft zum zweiten Mal vergibt. Foto: AFP/M. Paternostro

Orlando holt eine von ihm verfasste Broschüre hervor, auf der „Charta von Palermo“ steht und „Internationale Freizügigkeit von Menschen“. Sie wurde im März 2015 von der Stadtregierung gedruckt, als der Ansturm von Flüchtlingen auf Europa trotz der Boote aus Nordafrika noch nicht voll begonnen hatte. Das Recht auf Asyl, politische Teilhabe und kulturellen Austausch wird darin als neues Staatsbürgerrecht verbrieft.

Die Mafia ist ein pervertiertes kulturelles System, ein pervertiertes finanzielles, politisches, religiöses System. Wir wollen eine Kultur des Rechts. Palermo war einmal Hauptstadt der Illegalität, jetzt ist es Hauptstadt des Rechts und der Menschenrechte.

Welche Rolle spielt dabei die Kunst?

Die Kunst ist mir wichtig. Deshalb freue ich mich, dass wir 2018 italienische Kulturhauptstadt sind und dass wir die europäische Wander-Biennale Manifesta zu Gast haben. Wir werben auf vielen Plakaten für die Manifesta – aber nicht mit Kunstwerken, sondern mit den Gesichtern von Menschen aus unserer Stadt. Wussten Sie, dass die meisten Migranten aus Bangladesch kommen?

Was bringt die Manifesta Palermo und umgekehrt?

Eine wunderschöne Synthese, eine gegenseitige Befruchtung, eine Ansteckung. Ich hoffe, wir werden Migranten sein – je stärker, desto besser. Was heißt Manifesta? Eine Wanderausstellung, eine Migrantin. Eine Ausstellung wie die Manifesta könnte keine bessere Stadt finden als Palermo. Denn Palermo ist eine Migrantenstadt. Und auf die Frage: Wie viele Migranten es in Palermo gibt, sage ich: ein oder zwei Millionen. Denn wir sind alle Migranten.

Zur Bestätigung, dass dies immer schon so war, verweist Orlando in seinem Vorzimmer auf die Statue eines dunkelhäutigen Mannes, der ein weißes Baby auf dem Arm trägt – fast wie eine Madonna.

Traditionell ist die Heilige Rosalia die Schutzpatronin der Stadt. Aber vor 400 Jahren haben die Einwohner von Palermo entschieden, dass sie auch noch einen männlichen Schutzheiligen haben wollten, den Heiligen Benedikt, der schwarz war, ein Afrikaner. Er war der Sohn eines Sklaven, der im Hafen von Palermo verkauft wurde. Für mich ist er sehr wichtig, denn er erinnert daran, dass Palermo seit langer Zeit eine Stadt ist, in der alle willkommen sind.

— Das Interview führte Werner Bloch.

Urlaubszeit!

Buchen Sie Ihren Traumurlaub auf www.tagesspiegel.de/leserreisen

TAGESSPIEGEL
BERLIN KÖLN SAARLÄNDEN

Blinde Zeit

Zwei Equilibristinnen: Alicja Kwade und Jorinde Voigt zu Gast in der Potsdamer Villa Schöningen

Die Uhr tickt, aber das Zifferblatt zeigt keine Zeit an. Die verspiegelte Glasscheibe verweigert jeden sichtbaren Zugriff auf Minuten oder Stunden und wirft die Betrachter auf sich selbst zurück. Die Arbeit von Alicja Kwade ist bereits 2007 entstanden. In der Potsdamer Villa Schöningen aber, unweit der Glienicke-Brücke, erhält sie eine andere, politische Dimension. Die blind tickende Uhr wirkt wie das Sinnbild für die Vergangenheitsvergessenheit einer von Ängsten getriebenen Gegenwart.

„Shift Matters“ heißt die feine Ausstellung in der Villa Schöningen. Während die Dauerausstellung im Erdgeschoss an den Kalten Krieg und die Erstarrung an der deutsch-deutschen Grenze erinnert, beschwören Alicja Kwade und Jorinde Voigt im Obergeschoss den Zauber der Veränderung.

Die beiden Künstlerinnen experimentieren mit Gewichten, Strömungen und Rhythmen. Erproben Machtverhältnisse und die Kraft von Gedanken. „Shift Matters“ ist eine Ausstellung über Balance und die Freiheit der Equilibristinnen, die auch auf wackligen Drahtseilen nicht verzagen. Beide Künstlerinnen werden von der Galerie König vertreten, beide haben zumindest zeitweise bei der Bildhauerin Christiane Möbus studiert.

In den „Candle Columns“ von Alicja Kwade scheinen die Einflüsse der Lehrerin durch. Aus farbigen Kerzen hat die Künstlerin zwei Stäbe zusammenschmolzen – zwei Porträts. Leuchtend bunt, bereit zum Höhenflug, lehnt „Jorinde“ in der einen Ecke, dunkel violett

Gegen alle Gesetze der Schwerkraft. Alicja Kwades Skulptur „Revolution (Gravitas)“ von 2018 aus Steinen und Stahl im Garten der Villa.

Foto: Nosh

geerdet „Alicja“ in der anderen. Dazwischen steht „Abakus“, die große Rechenmaschine, deren Kugeln zu Boden gefallen sind. Während Alicja Kwade zutiefst zweifelt an der Vermessbarkeit von Zeit und Raum, arbeitet Jorinde Voigt obsessiv an Koordinatensystemen, um die Welt in vermeintlich objektiven Daten zu erfassen.

Entsprechend wissenschaftlich wirken ihre Titel. Für „Collective Time (Top 100 America's Greatest Love Stories / Movie 1 – 10)“ aus dem Jahr 2009 dokumentiert sie in schwebenden Bögen die Zeit, die Kinobesucher in den großen Liebesfil-

men dieser Welt zugebracht haben, von „Doktor Schiwago“ bis „Vom Winde verweht“. Auch Jorinde Voigt hat einmal ihre statistische Forschung auf Messlaten aufgemalt. Hier besteht der Reiz der Blätter darin, dass die Zeichnungen ihre eigene Musikalität entwickeln, dass die Statistiken eher Partituren gleichen, Notensystemen, die sich in den Raum dehnen. Das anfänglich schwarz-weiße Werk wagt sich inzwischen weit in die Farbe vor, Jorinde Voigt nutzt Blattgold und schwarze Federn. Damit geht sie das Risiko ein, in die Nähe zum Ornament zu geraten, sie schafft aber noch die Kurve,

indem sie mit Zahlen und Notaten Gedanken und Schwingungen systematisiert.

Jorinde Voigt lässt sich vom Fluss der Informationen treiben, Alicja Kwade dagegen geht in die Konfrontation. „Hemmungsloser Widerstand“ heißt ein Balanceakt, bei dem schwere Steine von einer schiefliegenden Glasplatte durchschnitten werden. Wer besiegt wen? Der Stein das Glas oder umgekehrt? Eine kleine Verschiebung, schon ändert sich das ganze Kräfteverhältnis.

Geschickt hebt die Ausstellung die Stärken der beiden Berliner Künstlerinnen hervor – die Akribie bei Jorinde Voigt, die Absurdität bei Alicja Kwade. Eine ihrer schönsten Arbeiten verwendet die Uhrzeiger ohne das Zifferblatt. Winzige, silbrig schimmernde Zeiger bilden wie Brokatstickerei regelmäßige Muster auf der Leinwand. Das Großformat zeigt ein Jahr als abstrakte Anordnung und verrät nichts von der langwierigen Mühe der Handarbeit.

Die Begegnung der beiden Künstlerinnen lebt vom kontinuierlichen Perspektivwechsel. Die leichte Lesbarkeit bei Alicja Kwade erhält Volumen durch die vergeistigten Systeme von Jorinde Voigt. Deren Luftigkeit wiederum gewinnt Gewicht neben den greifbaren Objekten ihrer Kollegin. „Shift Matters“ – im Dialog eröffnet selbst die kleinste Verschiebung neue Räume. Ein gutes Rezept gegen die Sehnsucht der Gegenwart nach Grenzen und Autoritäten.

SIMONE REBER

— Villa Schöningen, Berliner Str. 86, Potsdam, bis 22. 7.; Do – So 12 – 18 Uhr